

## THEMENSPEZIAL *Wie geflüchtete Syrerinnen und Syrer nach einem Jahrzehnt Bürgerkrieg leben*



### Hoffnung malen

„Haltet an euren Träumen fest!“. Das ist die Botschaft der Künstlerin und Aktivistin Diala Brisly, die 2014 ihre eigene Initiative gründete, um Flüchtlingslager zwischen Libanon und der Türkei ein bisschen bunter zu machen und Hoffnung zu geben. Mit ihren farbenfrohen Bildern und Wandmalereien möchte sie Kinder auf der Flucht wieder zum Lernen ermutigen. Brisly ist selbst Geflüchtete. Sie kam 1980 als Tochter syrischer Eltern in Kuwait zur Welt und wuchs in Damaskus auf. 2013 musste sie aus Syrien fliehen und lebt nun in Frankreich im Exil. Dort leitet sie Kunsttherapie-Workshops für Kriegsopfer. Ihre Arbeit hilft ihr, das eigene Trauma zu bewältigen. Foto: Diala Brisly

## Das muss doch schneller gehen

Ein starker Wille reicht nicht: Im deutschen Arbeitsmarkt anzukommen, dauert für Geflüchtete oft Jahre

VON HEND TAHER

Im Jahr 2017 kommt Reem A. mit ihren Kindern aus dem bombardierten Aleppo nach Aachen. Für die 41-jährige vierfache Mutter beginnt ein schwieriger Weg: Wie soll sie hier Fuß fassen? Dass sie arbeiten möchte, ist für sie selbstverständlich: „Ich kenne das gar nicht, Geld vom Staat zu bekommen. Für mich und meine Kinder möchte ich selbstständig sein und mein eigenes Geld verdienen.“

Im deutschen Arbeitsmarkt anzukommen, ist allerdings für sie wie für viele Geflüchtete schwer – und dauert lange. Nachdem Reems kleine Tochter endlich einen Kitaplatz bekommt, fängt Reem an, Deutschkurse zu besuchen und sich beim Jobcenter nach Ausbildungsmöglichkeiten zu erkundigen. Sie erfährt, dass es einen großen Bedarf an Erzieherinnen gibt. Die Mitarbeiterin empfiehlt Reem, erst mal Praktika zu machen. Als Erstes fragt sie in der Kita ihrer Tochter. „Die Leiterin hat vor den Augen meiner Kleinen gesagt, dass ich mit meiner Kleidung und meinem Kopftuch kein Praktikum bekommen kann. Ich war sprachlos.“

Parallel sucht sie nach einem Ausbildungsplatz als Kinderpflegerin. Mit Hilfe deutscher Freundinnen findet sie eine Schule und bewirbt sich. Nur ihr Abiturzertifikat muss in Deutschland übersetzt und dann anerkannt werden, dies dauert drei bis vier Monate. Wegen der Coronavirus-Pandemie verspätet sich die Anerkennung. Damit verpasst Reem die Bewerbungsfrist und muss sich nach einigen Monaten erneut bewerben.

Die Anerkennung der Zeugnisse dauert viel zu lange und sei teuer. „Menschen, die ihre Zertifikate nicht aus ihrer Heimat mitgebracht haben oder sie nicht anerkannt bekommen, müssen mit der Ausbildung bei null anfangen“, sagt Rudaba Badakshi, Regional Koordinatorin für die Region Ost-Mitteldeutschland bei „DaMigra“, einem Dachverband von Migrant:innen-Organisationen, der unter anderem vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und

Jugend gefördert wird. Das Bildungssystem in Deutschland und die Asyl- und Aufenthaltsgesetze, die nach Alter und Herkunftsland unterscheiden, seien für migrantische Menschen sehr schwer zu verstehen, sagt sie weiter.

Hinzu kommt, dass Asylbewerber in bestimmten Phasen des Asylverfahrens noch nicht arbeiten oder den Wohnort ohne Genehmigung verlassen dürfen – das kann Monate, manchmal Jahre dauern. Manche bekämen über Jahre lediglich eine Duldung und könnten gar nichts machen, so Badakshi. Auch kurzfristige Aufenthaltsgenehmigungen, die kürzer seien als die Dauer einer Ausbildung, hinderten viele daran, Plätze zu bekommen.

„Ihre Lebensbedingungen erschweren vielen Menschen den Zugang zu Bildung und Beratungsstellen“, sagt Badakshi. Manche lebten in Erstaufnahmeeinrichtungen fernab von Verkehrsmitteln oder bekämen keine Kinderbetreuung. Es fehle ihnen an sozialen Netzwerken, die sie auffangen und ihnen weiterhelfen könnten. „Je nach körperlicher und seelischer Situation brauchen die Menschen zwischen fünf bis sieben Jahre, bis sie

wirklich hier ankommen.“ Die Geflüchteten brauchen eine verlässliche, mehrsprachige Beratung, die sich in den Systemen ihrer Herkunftsländer auskennt.

Eine solche mehrsprachige Beratung bietet zum Beispiel ABZiel Berlin, eine Arbeitsberatungsfirma für Migranten und Geflüchtete. Ajo Amin, Mitte vierzig, wie Reem aus Aleppo geflüchtet, arbeitet hier als Integrationscoach. Es brauche vor allem einen starken Willen und

### Erfahrene Handwerker sollten auch ohne Zeugnisse arbeiten

Flexibilität, einerseits vom Staat, andererseits von den Geflüchteten, sagt er. Zum Beispiel sollte es erfahrenen Handwerkern ermöglicht werden, auch ohne Zertifikat in ihren Beruf einzusteigen. Die Geflüchteten ihrerseits sollten ihre neue Situation annehmen, umdenken und sich auf Neues einlassen.

Er selbst hat das getan: In Syrien arbeitete Ajo Amin als Lehrer, doch während

eines Praktikums in einer Berliner Schule merkte er, dass das System anders ist. Wenn er hier als Lehrer arbeiten wollte, müsste er ein zweites Fach unterrichten und Module nachholen. „Da ich so schnell wie möglich arbeiten wollte, habe ich mich entschieden, etwas anderes zu machen“, sagt Amin. Nach einer Weiterbildung und Praktika ist er nun als Coach tätig und begleitet geflüchtete Menschen drei bis sechs Monate lang auf Arabisch und Kurdisch auf ihrem Weg, eine Arbeit zu finden und Fuß zu fassen.

Vielen Geflüchteten fällt das schwer. Manche fühlen sich hier nicht wohl, die deutsche Kultur sei ihnen fremd. Frauen mit Kopftuch fühlen sich oft diskriminiert. Andere informierten sich nur über ihre Freunde oder Facebook-Gruppen und erhielten dort den Rat, Sozialleistungen zu beziehen und nebenbei schwarz zu arbeiten, um schnell viel Geld zu verdienen – in der Hoffnung, ein Haus in ihrer Heimat oder einem Nachbarland bauen zu können. Aber Ajo Amin bleibt optimistisch. „Wer wirklich arbeiten will, flexibel denkt und die Voraussetzungen erfüllt, der schafft das schon“, sagt er.



Alles andere als rosige Aussichten. Einen Job zu finden, ist gerade für Frauen mit Kopftuch nicht leicht. Foto: pa/Uwe Anspach

## „Zehntausende, die offiziell nicht existieren“

Flüchtlingshelferin Jacqueline Flory über Syriens verlorene Kinder – und Schulen, die Mut machen

Frau Flory, können sich die geflüchteten syrischen Kinder im Libanon überhaupt noch an ihr Zuhause erinnern?

Selten. Nur die wenigsten wissen, wie es war, mal ein Kinderzimmer und ein Bett gehabt zu haben. Die meisten, die ich dort treffe, haben entweder keine Erinnerung an Syrien oder sie sind bereits in den Camps zur Welt gekommen. Das heißt auch, dass jegliche Zahl über Minderjährige, die sich im Libanon aufhalten, immer nur eine Schätzung sein kann.

Weil inzwischen so viele in den Flüchtlingslagern geboren wurden?

Es sind Zehntausende, möglicherweise Hunderttausende Kinder, die offiziell gar nicht existieren. Sie werden nirgends registriert und haben keine Pässe. Auch wenn sie irgendwann nach Syrien zurückkehren, bleiben sie staatenlos.

Wächst in den libanesischen Camps eine verlorene Generation heran?

Die Zukunft dieser Kinder steht auf dem Spiel. Viele haben noch nie eine Schule besucht. In der Bekaa-Ebene gibt es ungefähr zweitausend Flüchtlingslager, die von keiner Organisation betreut werden. Staatliche Hilfe gibt es nicht. Die Menschen sind völlig auf sich allein gestellt.

In diesen sogenannten wilden Camps bauen sie seit fünf Jahren ihre Zeltschulen.

Damit ist es aber nicht getan. Wir müssen die Familien mit Lebensmitteln, Wasser, Kleidung und Medikamenten versorgen. Würden wir nur Schulen bauen, stünden sie leer, weil die Kinder den ganzen Tag bei der Feldarbeit sind. Bereits 2011, als die ersten Flüchtlinge kamen, führte die libanesischen Regierung ein Arbeitsverbot für Syrer ein, um den Libanesen die Angst zu nehmen, dass Geflüchtete ihnen die Jobs wegschnappen. Mittlerweile ist es zwar möglich, eine Erlaubnis für gewisse Berufe zu beantragen, in der Gastronomie etwa oder in der Baubranche, aber sie kostet 3000 Dollar pro Jahr. Eine absurde Summe, die sich niemand in den Camps leisten kann. Deswegen gehen die Kinder arbeiten.

Für Minderjährige gilt das Verbot nicht. Was genau machen sie denn?

Die Bekaa-Ebene ist ein sehr fruchtbares Land. Hier wachsen Kartoffeln, Oliven, Zitronen, Gurken, Bananen bis hin zu Drogen. Das ganze Jahr über muss gesät, geerntet und gedüngt werden. Morgens um sechs fahren in den Camps Lastwagen vor. Alle Kinder, die danach aussehen, als könnten sie Körbe voller Kartoffeln auf dem Rücken tragen, werden in die Laster eingeladen und zu den Feldern gefahren. Dort schuften sie zehn bis zwölf Stunden, häufig in sengender Hitze. Am Abend werden sie in ihre Camps zurückgebracht und bekommen drei Dollar für einen Arbeitstag. Von diesem Geld nimmt ihnen der Campbesitzer einen großen Teil für die Miete ab, also für das kleine Stück Boden, auf dem ihr Wohnzelt steht. Vom Rest wird das Nötigste gekauft, damit die Familie überleben kann. Am nächsten Tag geht es von vorne los.

Wie alt sind diese Jungen und Mädchen?

Offiziell nicht jünger als neun, aber ich habe schon mit Siebenjährigen gesprochen, die auf den Feldern gearbeitet haben. Deshalb ist es so wichtig, dass wir alle im Camp versorgen, damit die Kinder wirklich zur Schule gehen können.

Wie ist die Lage in den Camps nach der Explosion in Beirut im vergangenen Jahr?

Dramatisch! Der Staat ist bankrott. Es gibt kaum noch Strom und Benzin. Das kann man nicht vergleichen mit den gut organisierten Lagern etwa in Jordanien. Es wäre die Aufgabe des UNHCR, dafür zu sorgen, dass die Kinder hier lernen, statt zu arbeiten, aber kaum jemand kümmert sich. Wir waren empört über die Zustände in Moria. In den Camps Libanons leben Syrer seit zehn Jahren genauso.

Macht Sie das wütend?

Ja! In den vergangenen zehn Jahren hat die Uno immense Summen an die libanesischen Regierung gezahlt. Millionen Euro sind geflossen für syrische Kinder, die eine staatliche Schule im Libanon nie von innen gesehen haben.

2015 startete Unicef dort das „Back to school“-Programm für Geflüchtete.

Passiert ist seitdem wenig. Die Regierung hat ein paar Busse mit 50 Sitzplätzen gekauft, die Camps mit 500 Schulkindern anfahren und am Nachmittag medienwirksam in eine Schule bringen. Das hat mit Bildung nicht viel zu tun.



Jacqueline Flory ist Arabisch-Übersetzerin und leitet den Verein „Zeltschule“, der im Libanon und in Syrien Schulen für syrische Geflüchtete baut. Mit ihr sprach Aleksandra Lebedowicz.

In den Sommerferien 2016 sind Sie mit Ihren zwei Kindern hingeflogen und haben dort die erste Zeltschule für 120 Flüchtlinge gegründet. Wie viele Schulen gibt es heute?

17 im Libanon und 17 in Syrien. Aktuell haben wir 7000 Jungen und Mädchen zwischen fünf und 14 im täglichen Unterricht. Mehr als 1800 sind mit der Schule fertig. Wir hätten nie gedacht, dass das mal so ein großes Projekt wird.

Wie schaffen Sie es, dort durchzukommen?

Wir sind rein privat finanziert und deswegen auch im Libanon unabhängig tätig. Wir lehnen jegliche Zusammenarbeit mit der korrupten Regierung ab. Für unsere Camps kaufe ich direkt bei den Händlern in der Bekaa-Ebene ein.

Wann waren Sie das letzte Mal da?

An Pfingsten. Im August sind wir auch wieder dort. Die Pandemie hat es uns eine Zeit lang sehr schwer gemacht. Jetzt geht's wieder, Gott sei Dank!

Gab es Schulschließungen wegen Corona?

Ja, das war schrecklich für die Kinder. Wir haben mehrere Tausend Sim-Karten an Eltern verteilt, damit Lehrer WhatsApp-Videos schicken konnten. Abends wurden von Zelt zu Zelt Arbeitsblätter eingesammelt. Die Kleinen hatten nichts zum Spielen, außer Müll und Steine.

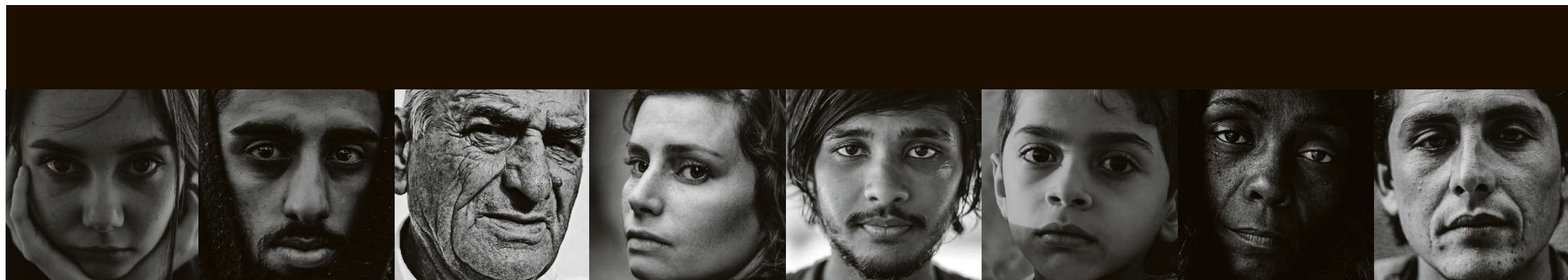
Die Zeltschulen, die jetzt wieder auf sind, müssen aber ein Provisorium bleiben.

Wir dürfen keine Bäume pflanzen, nicht einmal ein kleines Gemüsebeet anlegen. Der Libanon will unbedingt vermeiden, dass die Syrer bleiben. Sie sollen nach dem Krieg zurück in ihr Land.

Ein Ende des Konflikts ist nicht in Sicht.

Politische Geflüchtete, die aktenkundig geworden sind als Assad-Gegner, brauchen einen Regimewechsel – und der liegt noch in sehr viel weiterer Ferne.

ANZEIGE



# Wir müssen reden... von Mensch zu Mensch